

... der Isklage
... erachtet Adolf
... Beschlagnahme seiner
... auf dem Wege

... nicht von
... kational von

... berlegt
... stand,
... beschlagnahmt
... nicht
... ab.

Adolf Eichmann

MEINE FLUCHT

... ich habe
... von
... er.

- Bericht aus der Zelle in Jerusalem

World Exclusive
in
"The people", London

... 1948
... und
... für
... deutsche

DECLASSIFIED AND RELEASED BY
CENTRAL INTELLIGENCE AGENCY
SOURCES METHODS EXEMPTION 3828
NAZI WAR CRIMES DISCLOSURE ACT
DATE 2000 2005

... 1948
... und
... für
... deutsche
... 1948
... und
... für
... deutsche

100
K100

Aus seinem Gefängnis in Israel, wo er sich unter der Anklage des Mordes von fünf Millionen Juden befindet, erzählt Adolf Eichmann die von Überrasetzungen streuende Geschichte seiner Flucht vor den Alliierten, die bei Kriegsende auf ihn Jagd machten.

Der folgende Bericht schildert die Ereignisse, nicht von einem Publizisten geschrieben, sondern höchst erschütternd von

A d o l f E i c h m a n n .

Mai 1945. Mein geliebtes Reich lag in Trümmern. Besiegt. Als ich am Ufer eines kleinen österreichischen Sees stand, da kam mir zu Bewußtsein, daß ich, der SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann nunmehr ein gehetztes Wild war, nicht besser dran als das Wild im Wald, den ich vor mir sah.

Meine Frau stand neben mir. Abschiednehmend nahm ich meine Frau in die Arme. Es galt sich zu trennen, für immer. Ich würde seine Familie wohl nie wieder sehen, - so glaubten wir. Beide brachen konnten hier in der Sicherheit des Häuschens am Aussee in Teich bleiben, im Coquet meines Onkels. Mir aber blieb kein anderer Weg als die Flucht.

Wohler Führung, wie sie nur unter solchen Umständen denkbar ist, griffte ich meine drei Söhne an mich, einen nach dem anderen. Der kleinste von ihnen war nur drei Jahre alt. Nur drei Jahre, und ich sollte ihn jetzt zum letzten Mal sehen. Es fiel mir ein, daß das wertvollste Geschenk, das ein deutscher Vater seinem Sohne geben kann, die Disziplin ist.

Er schlug sich hin.

Ich stand da in meiner Tarnuniform, eine Maschinenpistole und ein Revolver an den Hals, und legte meinen Jüngsten über mich. Und gab ihm hinten drauf, ruhig und überlegt. Damit er sich hinter seine Ohren schreiben sollte, niemals zu rücken an das Ufer heranzukriechen oder auf die rutschigen Uferbefestigungen zu klettern.

Als er schrie: Aber, Gott sei Dank, er ist nie ins Wasser gefallen!

Ich marschierte ich los. Ich blickte nicht zurück, als ich bergaufwärts verschwand, wo ich meinen Schlupfwinkel und meine Sicherheit finden sollte. Ab und zu legte ich eine kleine

Veranschaulichung ein, nahm das Glas an die Augen und schaute
hinunter auf das Häuschen, wo ich meiner Familie Lebenswohl
genügt hatte. Aber schließlich war es meinen Blick entschwan-
den, und ich war allein, völlig allein.

Neben dem später sollte ich meine Angehörigen in Argen-
tinien wiedersehen, aber das wußte ich damals noch nicht!
Ich suchte mir einen Weg durch den Bergwald, allein mit
Mischen, Jansen, Pichsen und Hasen. Sie waren mir alle
vertraut seit den Tagen meiner Kindheit, die ich in den Ber-
gen und Wäldern Oberösterreichs verbracht hatte.

Ich noch war ich nie ein begabter Jäger. Am Schießen und
Jagen konnte ich keine Freude finden. Ich bin immer der Mei-
nung gewesen, daß ein Mensch, der über sein Visier in die
Augen eines Menschen sehen und ihn dann abschließen kann, kein
Herz besitzt.

Aus diesem Grunde habe ich während des Krieges auch Gott
gedankt, daß ich keinen Menschen zu töten gezwungen wurde.

Aber das waren Menschen, die schlecht zu meiner damaligen
Situation waren, denn jetzt befand ich mich in der Lage
des gejagten Wildes. Ich war der Bejagte, Vogelfrei, durch
kein Schongesetz geschützt.

Die nächsten paar Tage wanderte ich nach Norden. Gelegent-
lich nahm ich auch ein Fahrzeug mit. Die meiste verbrachte
ich in Wäldern oder in Heuschuppen. Immer mußte ich auf der
Acht sein, denn Patrouillen der Alliierten waren überall und
die Gefahr, gefangen zu werden, war sehr groß.

Einmal wurde es trotz aller Vorsicht geschehen, man festsitzte
sich. Aber gefangen zu sein bedeutete nicht fest zu sitzen.
In den ersten Tagen nach erliegende ging alles drunter und
drüber. Das traf auf Alliierte und auf uns Deutsche zu. Die
Bedingungen der gefangenen deutschen Soldaten waren nur allzu
frei, nämlich in der Gefangenschaft zu sein - sogar SS-Männer.
Denn Gefangenschaft bedeutete ein Bett und Essen. Aber wenn
die Gefangenschaft nicht hatte, der hatte es nicht schwer,
sich von zu machen. Man brauchte nur abzubauen. Und das

dem unangenehmen Zwischenfall hatte ich besser auf. So kam ich ungefochten nach Salzburg.

Hier blieb ich eine Weile. Ich künzte mich in den kleinen Gassen der Stadt sicher und tröstete mich mit den schönen Erinnerungen an die frohen Stunden, die ich hier bei einem Aufenthalt vor zwölf Jahren verbracht hatte. Das war, als ich während der Pfingsttage mit meiner lieben, jungen Frau auf der Hochzeitsreise hierherkam.

Diese Erinnerung an meine Frau, die ich zurücklassen ge-
lassen war, legte sich schmerzhaft auf mich. Ich saß hoch oben auf dem Berg neben Salzburger Schloß und blickte einseind auf die Stadt und die Salzach. Was Wunder, daß man sein Inneres zu prüfen beginnt...

Hier in der Zelle des israelischen Gefängnisses stehen die Gedanken vor mir, als hätte ich sie gestern erst gedacht: Bin ich wirklich in den zwölf Jahren seit meiner Hochzeitsreise nach Salzburg, so fragte ich mich damals, ein schlechter Mensch geworden? Sollte es stimmen, daß aus mir ein seelenloser Mensch, ein Bösewicht, ein Mörder geworden war? In solchen Fragen prüfte ich mein Gewissen.

Hatte ich in der Lage irgendetwas getan, das nicht meine Pflicht war? Sollte ich etwas anderes im Sinn als meinen Eid treu zu halten und meine Befehle auszuführen?

So viel ich mich solche Fragen stellte, - immer antwortete mir mein Gewissen: Nein, du brauchst dir nichts vorzuwerfen.

Hatte ich wehrlose Menschen getötet oder den Befehl gegeben, sie umzubringen? Nein, nein, nein. Was also, zum Kuokuck, wollte man eigentlich von mir? Ich nahm Befehle entgegen und führte sie pflichtgemäß aus, das war alles.

Erstverurteilt endlich ist mir inzwischen klar geworden, daß der Urheber dieser Befehle, Adolf Hitler, einer der größten Idioten der Weltgeschichte war. Warum, um Gottes Willen, beging er den Fehler, das Land anzugreifen?

Als ich unter solchen Gedanken der oben neuen des Salzburger Schulstand, fühlte ich, daß meine Seele aus dem Gewissen der Bergluft, die ich atmete an Sauberkeit nicht nachstand. Dieses Gefühl erfüllte mich mit neuer Entschlossenheit und Tatkraft, meinen Verfolgern ein Schnippen zu schlagen und zu entkommen.

Aber in der Zwischenzeit waren alle Ausfallstraßen von Salzburg durch amerikanische Kontrollposten blockiert. Da gab es keinen anderen Ausweg, als sich wie ein Fuchs zu benehmen, wenn man wie ein Fuchs in seiner Höhle gefangen war.

Eine Rote-Kreuz-Schwester half mir. Sie ging gerade vor mir auf dem Bürgersteig, ein hübsches, junges deutsches Mädel. Ich zögerte nicht lange. "Ich bin ein SS-Obersturmbannführer", sagte ich, "wollen Sie mir helfen, aus der Stadt herauszukommen?"

Das Mädel entschloß sich nicht. Ohne Engländer war sie bereit, den Fuchs aus seiner Falle zu befreien. Sie ergriff meinen Arm und geleitete mich "hilfebedürftigen" zu einem Kontrollpunkt. Hier sprach sie ein paar Worte Englisch mit den diensttuenden Amerikanern - und durch waren wir.

Sobald wir um die nächste Ecke waren, war meine Krankheit wie weggeblasen. Das ging's wieder! Aber, Vorsicht! An der Grenze nach Bayern gab es noch einige Kontrollpunkte. Aus einem Versteck neben der Autobahn beobachtete ich, wie jeder, der hinfuhr oder wehrte, kontrolliert wurde.

Doch auf einmal sah ich zu meinem großen Erstaunen einen Trauerzug langsam sich der Sperre nähern. Aber mir fiel an den um den lieben Verstorbenen Trauernden etwas auf: sie kamen für zivile Verhältnisse viel zu diszipliniert aus. Ich mußte unwillkürlich grinsen, als ich sah, wie fast eine ganze Kompanie von SS-Leuten als Trauernde durch den Kontrollpunkt marschierte, die Gesichter in traurige Falten gezeichnet und voraus und zwischen den Reihen ein paar "geborgte" Trauerleute, damit die Veranstaltung wie ein echter Leichenzug zu sehen.

Eine einzige Frage ließ der amerikanische Posten den Weg freieren.

Als ich den Bergweg nach Bayern versuchte, wurde ich

Von einer Ami-Streife gefaßt.

Ich trug die Uniform eines Gefreiten der Luftwaffe und gab mich als Otto Barth aus Berlin an. Aber einer der Soldaten entdeckte das Blutzeichen unter der linken Achselhöhle, so daß ich sofort als Mitglied der SS bloßgestellt war. Das große, wunderschön tätowierte "A", das vor langer Zeit von einer hübschen kleinen blonden Rot-Kreuz-Schwester dort angebracht worden war, hatte mich verraten. Ich verfluchte mein ich Himmel, den Chef der SS, weil er seine Männer durch ein so leicht erkennbares Zeichen markiert hatte.

Nun durften mich die Amerikaner verhältnismäÙig noch allen herein der Kunst. Als erstes fanden sie meinen Füllfederhalter, der auf sie großen Eindruck machte. "Willst du mir den Füller schenken?" fragte mich einer der smarten Amis. "Ich wüÙte nicht, was ich lieber täte", antwortete ich. Was blieb mir anderes übrig?

"Könnte ich dafür vie leicht ein Dutzend frische Eier haben?" sagte ich weiter, "ich habe schon seit Wochen kein Ei mehr gesehen."

Damit war man einverstanden.

Dann sahen die Soldaten meine Armbanduhr. Die gefiel ihnen noch besser als der Füllfederhalter für ein zweites Dutzend Eier wechselte auch sie den Besitzer. Der Tausch war perfekt, mit ein paar Nitsen wurde die Ware ausgetauscht.

Im Cockpit eines amerikanischen Panzers sitzend teilte ich die Eier mit drei Kameraden. Wir schlugen die Eier an und tranken sie leer.

Aber das machte Lustig. Also ging ich noch einmal zu dem Führer der SS-Streife und machte den Vorschlag, damit der Tausch etwas gerechter sei, noch ein paar Flaschen Bier zu spendieren. "Wir befinden uns auf deutschem Boden", sagte ich, "und da ist es üblich, ein gutes Geschäft mit einem großen Alkohol zu begießen."

Der Hauptfeldwebel, den ich für einen Juden hielt, hatte vollstes Verständnis dafür und war sofort bereit, Bier kommen zu lassen.

Ich stand nicht schlecht, als kurz darauf einer meiner
Männer mir zwei großen Krügen kühlen, frischen Biers für
uns vorbeibrachte.

Später wurde ich zur Vernehmung durch Abwehr- Offiziere
geführt. Man war dabei, eine deutsche Transport-Einheit
aufzulösen und die Gefangenen der Reihe nach zu verhören.
Der Liniensführer stand neben dem US- Leutnant und setzte
sich für jeden einzelnen seiner Leute ein. Ich erinnere
mich heute noch des Gefühls der Verachtung, das mich damals
erfüllte, als ich hörte, wie er einen jeden als Besiegten
darstellte.

Ich konnte meine Geschichte, nur ein gewöhnlicher Luftwaffen-
mann zu sein, nicht mehr anbringen, nachdem mein Blutgruppen-
serum entzinkt worden war. Als ich vorgehen lassen wurde, gab
ich meiner Personalien als "SS- Untersturmführer Otto
Lohmann" an.

"Geboren?" fragte mich der Leutnant.

"Selbstverständlich, ja wohl," antwortete ich. Zum Glück be-
merkte ich, daß dem Mann "erkennnis für Späße" fehlte, so
daß ich schnell hinzufügte: "Am 19. März 1905 in Breslau."

Dann ließ er mich ins Haus setzen, und ich begann schnell-
stens einen Lebenslauf zusammenzustellen, der glaubwürdig
erschien.

In diesem kleinen provisorischen Lager blieb ich etwa eine
Woche. Es war eine qualende Zeit. Nicht etwa wegen der Be-
handlung durch die Amerikaner - die sich nichts zuschulden
kommen ließen - sondern wegen der Gedanken, die mich einfach
nicht mehr losließen.

Es war nicht so sehr der Verlust der persönlichen Freiheit,
der mich quälte, - es war vielmehr die Erkenntnis, was
die Niederlage meines so heiß geliebten Vaterlandes wirklich
bedeutete.

Man hätte mich schlagen oder foltern können, das hätte mir
nichts ausgemacht, denn der Herrscher über die Verurteilung
des Leibes hatte mich für alle persönlichen Dinge immer ge-
macht. Nur ein Gedanke beherrschte mich: "Deutschland ist
vernichtet, Deutschland ist vernichtet". Das war die unvor-

...Sache, das war uns für mich unfaßbar. Und so
sagte ich: "Gott, verlaß nicht das Leich. Laß mich sterben, aber
gib dem Leich deine Hilfe."

Diese unerwartliche Wiedergeschlagenheit hielt drei Tage an, bis
ich mich mit einem Vers von Martin Luther zu trösten begann, der
mir zusätzlich in den Sinn kam: "Wir haben die Schlacht verloren,
doch unsere Sackel werden es besser machen."

Im Gefangenenlager mußten wir arbeiten, keine schwere Arbeit
und ohne Antrieberei: einige Säcke Bohlen, Nudeln u. d. Kaffeebohnen
mit den Drehmaschinengeräten und mußten wieder sortiert werden,
das war eine Arbeit, die wir gegen keine andere einkuta-
senen konnten. Als alles fein sauberlich auseinandergeklaut
war, mußte ich mit einem anderen SS-Mann zusammen alles wieder
zusammenbauen, damit die Arbeit nicht aufhörte.

Als ich dort nicht so, denn kam in ein größeres Lager bei
... es war natürlich schwerere Arbeit gab, nämlich das
Sortieren und Sta ein schwerer Condition in einem Lager der
Aufsicht.

Während dieser Zeit stand darin, drei SS-Kompagnien in Arbeitsgrup-
pen einzuteilen.

Das Lager blieb in diesem von 5. August 1945 bis zum 5. Jan-
uar 1946. Mittlerweile wurde die Verpflegung besser und es
gab sogar Zigaretten und Mentolo wie es in der Genfer Kon-
vention steht. Ich muß außerdem angeben, daß wir sehr korrekt
behandelt wurden, besonders von den farbigen Amerikanern.

Einmal sagte mir ein farbiger Leutnant eine Zigarette an und
sagte: "Hören Sie, warum wir farbigen für sich so viel Sym-
patie haben? Weil ihr wisst jetzt Menschen zweiter Klasse
zu sein. Wenn wir sind in unserer Heimat Menschen zweiter Klas-
se."

Amerikaner schenken jeder Beschwerde ihre Aufmerksamkeit.
Es gab es zum Beispiel von Zeit zu Zeit Kontrollen durch frühere
SS-Mitglieder, die sich bemühten, aus uns SS-Gefangenen Leute
zu machen, die sie konnten. Diese Besuche arteten allmäh-
lich zu einer wahren Inge aus. Als wir uns darüber beschwerten,
wurde die Sucherei eingestellt!

Obwohl ich mich in dieser wohl fühlte und die Behandlung gut war, wurde mir klar, daß ich dort nicht viel länger bleiben durfte. Bisher war es mir noch gelungen, den anderen die Geschichte meines so einwandfreien Lebens ausdrehen, - ich war mir aber darüber im klaren, daß mein neuer Lebenslauf einer gründlichen Prüfung nicht standhalten würde.

Deshalb hatte ich mich vorgesorgt, indem ich die verschiedenen Orte, an denen Nachforschungen möglich waren an weit voneinander entfernte Orte gelegt hatte. Es würde also einige Zeit dauern, bevor mein Lebenslauf aufplatze. Aber früher oder später würde sich das Schicksal ereilen. Und die Nachricht, die demnächst mit einer neuen, gründlicheren Untersuchung zu mir kommen sei, ließe sich das Schlimmste befürchten, zumal jeder einzelne von einem Ausschuß erstklassiger Vernehmungsoffiziere vorgehoben werden sollte.

Das veranlaßte mich zu der Beurteilung der Lage, es sei nunmehr an der Reihe, mich dem SS-Obersturmannführer Adolf Eichmann, sich aus der amerikanischen Gefangenschaft zu entlassen. Aber hier muß ich in einzelnen Schritten.

Hierfür kam die Hilfe von einer Krankenschwester. Ich machte ihre erste Station an einem Sonntag Nachmittag, als sie mit anderen Krankenschwestern des Hofes zum Lager kam, um mit den Gefangenen zu sprechen. Selbstverständlich waren wir durch einen großzügigen Vorhang von den Besuchern getrennt. Aber es gab es nicht, das konnte das Entstehen mancher Unannehmlichkeiten nicht verhindern.

Meine Schwester war ein feines Wesen, prägnant, mit einem Herz aus purem Gold und - "auf dem Weg".

Als erstes brachte sie mir einen Blumenstrauß. Wer hat etwas davon? Ich antwortete. Im nächsten Mal waren es wieder Blumen, diesmal mit einem kleinen Kackerbocker, damit ich sie in den Farben hätte, damit sie wie die Hosen eines Soldaten aus dem Lager zu sehen. Gleichzeitig konnte ich mir auch ein Paar lange weiße Socken besorgen. Wenn ich diese zumeist mit den ausgezogenen Hosen tragen würde, dann würde sie sich so sehen, als wären ich Kickerbocker eines Jägers.

Demnächst konnte ich meinen Uniformrock gegen eine Tiroler Jacke, meine alte Nazi-Schwester, dieses Schmuckstück, versorgte

Sie noch mit einem Satz Hirschhorn-Knöpfe um etwas grünem Stoff, damit ich die Armelaufschläge und Kragen damit besetzen konnte. Und zuguterletzt kam sie sogar noch mit einer Krawatte und einem Jägerhut einschließlich Kapsbart an. Es muß schließlich alles seine Verwendung haben.

Stundenlang waren wir am Drahtzaun in tiefe Unterhaltung versunken. Die patrouillierenden Amerikaner mit seinen uns bestimmt für ein Liebespaar gehalten haben, wenn sie uns dort sahen - tief einander in die Augen schauend. Aber der Schein trügte. Denn es war alles andere als Liebesgeflüster, was zwischen uns geredet wurde. Dieser patriotische deutsche Engel gab mir eine genaue Beschreibung und gab mir die Hilfe an, und Schwierigkeiten an, die ich bei der Flucht zu überwinden hatte.

Allmählich war ich fluchtbereit. Aber inzwischen war es Dezember geworden und ich beschloß, wenigstens noch das Weihnachtsfest mit meinen Kameraden hinter dem Stacheldraht zu verbringen.

Die Amerikaner bauten mitten im Lager eine tiefe Tonne auf und lieferten uns farbige Glühbirnen dazu. Als Heiligabend 1945 gekommen war, standen die SS-Kompanien in Reih und Glied um den Baum herum und hörten auf die Ansprache des Lagerkommandanten, der zu uns über Liebe, Hoffnung und Loyalität sprach. Dann sangen wir alle das SS-Lied "Wenn alle untreu werden..." Wir hatten keinerlei Gewissensbisse, denn keiner von uns bezog dieses Lied auf das vergangene Leben oder seine Taten.

Dieser Gesang war vielmehr dem Reich gewidmet, für das zu marschieren und bereit zu sein wir noch immer gewillt waren.

Nur noch einbeachten hat ich um eine Erlaubnisbesprechung, bei der ich um die Erlaubnis zur Flucht bitten wollte, denn mir schien es undenkbar, sogar im Befangenenlager auf die Grundätze der Disziplin zu verzichten.

Es geht es nun einmal zu, man gewöhnt sich an den Sam und freiwillige Unterordnung. Wir Deutschen hatten damals die Disziplin und den Gehorsam so sehr kultiviert, daß wir uns ohne Befehle gar nicht zu verhalten und hilflos voranden.

Wir aber dem Gehorsam gegenüber befehlen in die Hand und Blut übergebenen, so ich gelernt hatte, daß Ungenorsam die Wurzel aller Zerstörung sei.

Also bat ich um die Erlaubnis, fliehen zu dürfen, und ich erhielt sie auch.

Trotz der Einschränkungen, die meine augenblickliche Kraft mir auferlegte, erinnere ich mich noch genau des Datums, an dem ich aus dem Gefangenenlager entwich. Es war in der Nacht des 5. Januar 1946. Ich rasierte mich den Nacht ab, sog die Bergbausekretäre an, stülpte mir die Jägermütze auf das Haupt und suchte mir den Weg durch den Stacheldraht in die Freiheit.

Im ersten Augenblick stand ich jenseits des Drahtzaunes hilflos wie ein Kind da. Ich war auf mich allein angewiesen. Niemand war da, der mir Befehle erteilte. Aber ich besann mich nicht lange, es ich wusste, daß ich fort mußte. Und zwar so schnell als möglich...

Vier Frauen waren es, denen ich meine Pflicht verdankte...

Es handelte sich um die "U-Boot-Route". Es handelte sich um den Versuch, die Frauen aus Europa herauszubringen, denen nachgestellt wurde. Ihre U-Boote... Anhänger von Hitler. Männer wie ich.

Diese Operation war ein Riesenscheitern, was von der SS organisiert wurde - besonders die Kleinteile ausgezeichnet. Die auf den heutigen Tag wird die "U-Boot-Route" nach beiden Richtungen benutzt, von Männern, deren Bergemannschaft es ihnen verleiht, unter ihrem schützenden Namen von Land zu Land zu reisen.

1950 gewann ich die Überzeugung, daß die Zeit gekommen sei, die Heimat zu verlassen und via "U-Boot-Route" in die Sicherheit nach Südamerika zu gehen.

Vier Jahre lang hatte ich ein mühsames, einfaches Leben in der Heimat, das mich in Deutschland geführt. Besonders ich der bemerkenswerten Verbindung mit Entschieden war, war ich aus Bayern gekommen.

Als ich aus meiner Gefangenzelle in Israel, in der vor wenigen Jahren noch der Arzt meine Tagesvisite abstattete und meine Bewegungen kontrollierte, an jene Zeit zurückdenke, dann er scheint sie vor meinem geistigen Auge als ein harter, doch schöner Teil meines Lebens.

... von hierher sagen, daß ich dort nicht als Adelfriedrich
... Oberster Oberstabsarzt (Oberstleutnant) der SS,
... hieß er Benningeren, war ein einfacher Holzger
... mit Sage und Art arbeitete. Bald waren auch seine Mit
... die nur mit dem Geberhalter zu arbeiten ge
... nach uns schickte wie die kleine der Meuse, die ich fällen
... mußte.

... die Luft war hart und stark - heute ist es von
... war - und in der einfachen Umgebung fand ich Ruhe und
... friedlichkeit. Meine Seele und mein Gewissen fanden Stille.

... aber nichtdesto trotz war ich ein Maulwurf, der unter der Ober
... Fläche lebte und jemand zu sein vorgab, der er gar nicht war.
... und ich die einfachen Leute in mich herum nicht misstrauisch
... werden sollte, durfte ich nichts lesen, was anspruchsvoller als
... eine Lesezeitung war. Ich kam daher allmählich zu der Über
... zeugung, daß ich meiner Begabung etwas mehr schuldig war. Ich
... entschloß mich, kaufmännisch tätig zu werden, beschloß, als
... Kaufmann zu arbeiten.

... danken bekam ich aus einer alten Broschüre, die da her
... und g - aus dem dritten Reich stammend. Das Heft war von NS-
... verlegt worden und trug den Titel "Das gesunde Leben
... und 20".

... Veterinär, Frau Linhorst vermachte mir ein Stückchen
... und vom Forstamt, bei dem ich arbeitete, kaufte ich billige
... Holz, um Stühle zu bauen.

... die ich die Anweisungen dieses ausgezeichneten NS-Buches sorg
... fältig befolgte, wurde es mir ein erfolgreicher Hühnerzüchter.
... ist die Garantie des Erfolges, wie man sieht, man muß le
... die Anweisungen befolgen, - möglichst genau....

... die ich züchtete viele Hühner, und die Herren
... die ich züchtete. Ich konnte ich mir den Kommiss von der briti
... die ich züchtete, die in jedem Fall um mich herum war, gute
... die ich züchtete.

... die ich züchtete etwas aufgeregt, aber niemand misstraute
... die ich züchtete, einigen Hühner-Farmern.

... die ich züchtete immer mehr das Gefühl, in Sicherheit zu sein.
... die ich züchtete wurde es mir ein gejagtes Wild zu sein.

... die ich züchtete in diesem wunderschönen Heidegebiet lief seine ruhigen
... die ich züchtete, sonntags fuhr ich mit dem Fahrrad ins Dorfgasthaus

In die Mans von Celie und genot dort die d'zeit bei einem
Spezialtrunk: einem anst andigen Kognak mit einem Sidetter und
einem Lffel Zucker. Das gab mir korperliche und geistige Star-
ke.

Wschmal durfte ich grinsen, wenn der Gasteirt mir von dem Goo
schreibe der Lokalzeitung über michsend erhalte.

"Wrscheinlich ist alles erledigt und erledigt", pflogte er
zu sagen, - und mich machte das sehr froh und zufrieden.

Wschmal war nach immer autterseelenallein. Ich hatte nur einen
einzigsten Menschen, den ich als Frau d' betrachten konnte. Es
handelte sich um ein Kriegerwitwe, die mit ihrer hübschen vier-
zehnjährigen Tochter wie Soldaten nach hier geliehen war. Sie
lebte unter denkbar schlechtesten Verhältnissen in einem ein-
zigen Zimmer.

Als dieses Frau verbrachte ich manche frohe Stunde und ich half
ihm, indem ich ihr helfen konnte, das sie auf dem schwarzen
Markt wegen Lebensmittel austauschen konnte. Sie wollte vor
sprechen, und ich war ihr glücklich, ihr zu helfen, da es bewies,
daß ich ein hilfsbereiter Mensch war.

Ich dachte, ich könnte noch immer dort als Otto Heaninger leben,
trotz der Kriegstruppen. Aber mir war klar, daß ich nie-
mals in meinem Leben meine Frau und meine lieben Kinder, die in
Österreich zurückgeblieben waren, wiedersehen würde. Ich
konnte ihnen nicht selbst eine Nachricht zukommen lassen, daß
ich am Leben und frei sei.

Wschmal las ich, daß der frühere NS-Gauleiter von Kärnten
in Mexiko lebte. Mir kam der Gedanke, wie leicht auch
du mich zu sehen. Außerdem kam mir ein Mann verdächtig vor,
der von mir mehr kaufte als er selber essen konnte. Ob er
nicht ein Zeuge?

Wschmal wurde ich erst dann durch Adolf Blochmann, sich auf die
Wschmal.

Wschmal immer mit dieser Überkam mich wieder jenes Gefühl der
Wschmal, das sich überwindet, wenn ich ohne Befehle
Wschmal. Ich hatte mich immer sehr gefallen, einen wichtigen
Wschmal zu sein, wenn keine Anweisungen oder Anordnungen
vorhanden waren.

Ich ließ mir selber den Befehl selber. Der erste Befehl lautete:
"Sei vorsichtig, traue niemandem!"

Das ist heute, daß es von Verrätern und Betrügnern wimmelte.

Ich erinnere mich des Mannes Wisliceny, der seinen Kopf dadurch
verlor, daß er den Amerikanern erkrankte." Ich werde für
jeden Fall innerhalb fünf Wochen finden." Eben der Mann, der
die Dinge erfindet, ich hätte einmal gesagt, daß ich mit Freuden
mein Leben verbringen werde, da ich sechs Millionen Juden getötet
habe.

So habe ich mich in der Zelle in Israel, das
den Namen des ersten Verräters Jochen hat, nämlich aus Halle
herübergebracht haben soll.

Kein Mensch durfte ich jedoch auf mich nehmen, und so gestand
ich einem meiner engeren Bekannten in der Zelle meine Absicht,
auch übersee zu gehen und fragte ihn, ob er jemanden kenne, der
über die Dinge Bescheid wisse, die mit dieser Reise zusammen
hängen.

Auf diese Weise kam ich 1950 mit einem Mann in Hamburg, einem
Kameraden des Mannes, in Verbindung, der viel zwischen Deutschland
und Italien unterwegs war. Ich gab ihm aus meinen Ersparnissen
(2.000,- DM, die aus Biergeschäft abgeworfen hatte) 300 Mark,
um für ich von ihm genaueste Angaben über die "U-Boot-Route"
nach Südamerika zu ermitteln. Ich erfuhr jede Einzelheit, jedes Hal-
teplatz, jeden Kontaktpunkt. Das war was ich gebraucht hatte,
um meine Reise zu planen.

Mit einem Besonderen, einem wehmütigen Blick auf die schmalen Pfad-
e, die virtuos und die Wälder, wo ich nahezu vier Jahre so
glücklich verbracht hatte, begann meine Fahrt.

Noch immer unter dem Namen Otto Henninger mußte ich nun die Rol-
le eines Reisenden spielen. Das bedeutete Schloß und Kragen
und was mir heimlich u. gewohnt vor, nach diesen vielen Jahren
als Bauer und Holzarbeiter.

In der ersten Anlaufstadt, die den ersten Schuss laut meines Auf-
tritts bildete, kam ich mir unangenehm prominent zwischen den
vielen Menschen vor, und ich schwitzte vor Nervosität, als ich
in der ersten Anlaufstadt ankam.

Am nächsten Tag bekam ich einen Rückschlag.

Am nächsten Tag sollte ich einen einheimischen treffen, der mich über

Die Berge und die Grenze nach Kufstein in Österreich bringen sollte. Da meiner großen Enttäuschung erfuhr ich, daß dieser Mann gerade sein Bein gebrochen hatte und im Krankenhaus lag.

Ich wollte es jedoch, ihn dort zu besuchen, und er verweigerte mich an ein kleines Ökonomie in der Nähe der Grenze, wo seine Freunde sich meiner annahmen würden.

Ich mußte über beinahe eine ganze Woche warten und kam mir sehr unfähig vor, da es Anfang Mai war und nicht viele Touristen da waren, zwischen denen man nicht auffiel. Vor allem aber bemerkte ich, daß das ganze Gebiet von Grenzpolizei wimmelte, die in ihren grünen Uniformen überall waren. Mein Gott, wie ich litterte, als am zweiten Abend meines Aufenthaltes in der Wirtschaft sich die gesamte Grenzpolizei des Bezirkes dort zu einer Versammlung versammelte!

Aber wieder einmal half mir in dieser schwierigen Lage eine junge Frau. Sie war eine reisende Urlauberin aus München und war neben mir der einzige Gast im Haus, was mich veranlaßt hatte, mich um ihre Bekanntschaft zu bemühen.

Als ich in der Ecke des Restaurants sitzend, gekleidet in Bergkleidung, mit Tiroler Hut und Samtbart, verstrickte ich mich in eine tiefe Versackung. Bald hatten alle jungen Polizeioffiziere nur noch Augen für uns. Mit der entschuldigenden Bemerkung, meine Kameraden zu haben, verabschiedete ich mich, um ins Bett zu gehen. Ich hatte den polizeilichen keine größere Freude tun können!

Ich lief erleichtert in den Bewußtsein, daß ich diesmal unter dem Schutz von ein paar Österreichischen Polizisten saute.

Die nächsten Tage wurden schließlich alles für die Fortsetzung der Reise vorbereitet. Ich hatte einen Jäger gefunden, der sich für die Berg- und die Grenze bringen wollte.

Ich verbrachte die Nacht in einer Hütte hoch oben in den Bergen, die sich über die Alpen erstreckte, als ich von Deutschland kam. Dort kam mir ein interessantes Vorkommnis, das von seiner Aufmerksamkeit wertvoll war.

Am nächsten Morgen hatte ich aber sehr gute Auskünfte erhalten. Beim Frühstück sagte er plötzlich: "Ich bin ein Italiener!"

Am nächsten Morgen direkt über den Berg auf uns zu kam ein Offizier der Grenzpolizei, der er den Mann gesehen hatte, der aus der Hütte

Obwohl diese Ansrede improvisiert war, wirkte sie. Der Offizier
lachte und sagte: "Sie sind hier falsch. Frau Huber wohnt
nebenan."

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Wieder einmal hatte der liebe
Gott mir in meiner Dummheit geholfen.

Bei der guten alten Frau Huber bekam ich noch einen Schnaps,
dann eetzte sie mich nach einem anderen Wirtshaus in der Nähe
des Brenners in Marsch. Die "U-Boot-Route" funktionierte wie
am Schnitzmesser.

Während ich dort wartete, wurde mir ein neuer Schrecken einge-
jagt. Eine Anzahl Lastwagen konvertierten in das Dorf und alabald
kam es von französischen Soldaten, die eine Kassa durch-
zuzünden hatten. Aber meine Frau, die zur "Organisation" ge-
hört, war aufbraut. "Schnell - auf den Boden rauf", sagte
sie.

Über eine Stunde lag ich zwischen Spinnweben und Jerusa-
lem versteckt. Nach ihrer ergebnislosen Suchaktion kehrten die Fran-
zosen im Eiltempo ein, um ein Viertel Wein zu trinken.

Während ich ihren Schritten zuhörte, fiel mein Blick auf eine
alte Tafel, die dort lag. Bis auf den heutigen Tag kann ich
mich daran erinnern, die darauf zu lesen waren.

Es waren zwei Sätze: "Gottes Liebe währet ewiglich", und der
andere: "Kaltenspielen und auf den Boden spucken polizeilich
verboten."

Als dieser Schrecken vorüber war, achtete ich mich wieder auf
den Weg. Das ging aber nicht ohne eine schwere Entscheidung ab.
Ich befand mich nicht weit von meiner Familie in Aussee. Sollte
ich sie riskieren, sie zu besuchen?

Das war eine ernste Vermutung. Aber ich widerstand ihr und ging
weiter.

Der Postbote brachte mich über die steilen Berge nach Italien.
Der Postbote überließ mir meinen Koffer nicht mitnehmen.
Ich mußte mich als großartiger Organisator aber auch dafür ge-
nügen.

Der Postbote war ein sehr freundlicher und sehr hilfsbereiter
Mann, der mir einen Koffer gegeben, der ihn mit einem Fahrrad auf der
Straße über die Berge besorgte.

Als der Postbote abfuhr, kümmerte sich um den Rest, in dem langen
Schneezeit. Er hatte seit Jahren allen möglichen Flücht-

lingen geöffnet. Einst waren es Juden, jetzt war es - Eichmann.
Voller Dankbarkeit nahm ich meinen Koffer von diesem ausgezeichneten, radfahrenden Priester etwa sechshundert Kilometer hinter der italienischen Grenze in Empfang und genehmigte mir zur Feier des Anlasses den inzwischen schon zur Tradition gewordenen Spezialalkohol. Diesmal war es ein roter Südtiroler Wein.
Der Priester verließ mich an einen Taxifahrer, der mich zunächst in seine Wohnung mitnahm. Hier ließ ich meine Tiroler Tracht zurück und zog mir nicht so auffällige Straßenkleidung an. Dann ging die Fahrt nach Meran.

Dies war - so wollte es mein neuer Lebenslauf - mein Geburtsort, und hier erhielt ich auch mein 'libro-deembargo', die Landesbescheinigung für Argentinien.

Als einmal es von einem Mann, der zu meinem größten Erstaunen nicht eine einzige Lira dafür wollte. Bis dahin hatte ich für die Dienste der "U-Boot-Agenten" schwer zahlen müssen.

Die Reisegelegenheiten in der Tasche, ausgestellt auf den Namen Ricardo Nient, was ich nach Lebus. Auf Grund dieses Papiers erhielt ich in der Dienststelle des Internationalen Roten Kreuzes einen neuen Pass.

Im Jahr 1931 übernahm ich begann ich wieder als vollwertiger Agent zu arbeiten.

Ich musste ich lange warten, bevor die Fahrt in die Neue Welt begann. Ich hatte Zeit, mich an meinen neuen Namen zu gewöhnen und die nötigen Unterschriften zu setzen. Es kam mir so vor, als ob ich mich an einen gewissen Mann hingehalten hätte.

Ich erinnerte meine Antworten in Bezug auf den Lebenslauf und die Reisegelegenheiten. Und das war gut, denn ich hatte eine gute Idee, wie ich die Behörden bestehen. Sie untersuchten meinen Gesundheitszustand und die Dokumente. Alles war in bester Ordnung.

Als ich mich einordnen erwartete die Brille ab, um zu sehen, ob die erste Brille mit der über mich als Verkleidung diente. Er sagte mir, dass sie gut sei.

Als ich in Buenos Aires ankam, sorgte ein alter Mann für mich und half mir, mich einzurichten. Wir wurden gute Freunde, und wir tranken manchmal ein Glas Chianti.

Es war schon bedauerlich, daß mir während meiner Flucht immer wieder katholische Priester halfen. Sie halfen ohne zu fragen. In ihren Augen war ich nur einer von den vielen Menschen, die ihrer Hilfe bedurften.

Am Vorabend meiner Abfahrt bat mich der Mönch, Pater Franciskus, christlich, zur See zu kommen, da er mich segnen wolle. "Es kann nicht schaden", sagte er. Ich legte ihm meinen Arm auf die Schulter und nannte ihn "meinen guten alten Pharisäer." Obwohl meine Eltern überzeugte Protestanten waren und ich selbst im Jahre 1937 aus der Kirche ausgetreten war, ging ich zur See und empfing den Segen des alten Mönchs.

Am darauf folgenden Tag verließ ich Genua, in dem ich alle 44 Jahre meines Lebens verbracht hatte.

Als das Schiff, die Giovanna C, den Hafen von Genua verließ, fühlte ich mich wie ein gejagtes Wild, dem es endlich gelungen war, seine Verfolger abzuschütteln. Eine Woge des Freiheitsgeistes übermannte mich. Aber ich fühlte auch Trauer in mir. In meiner Tasche trug ich eine Manuville Brue mit, die ich in meiner Heimatstadt "Lesmat" aufgelesen hatte, als ich mich durch die Gasse bewegte. Sie sollte mich an den Sommer erinnern.

"Jawohl - mein eigenes Land wurde von mir deklassiert"
- Dieckmann findet im "Gelobten Land" der Nazis
Sicherheit -

Während des Krieges habe ich viele Engländer kennengelernt. Ich traf sie in der "Aneb" der Meide, wo ich vier Jahre untergebracht wurde, und ich begegnete ihnen in Argentinien.

Alle Individuen waren diese Engländer alle sehr nett, Gentleman und sehr intelligent. Ich habe den größten Hochachtung für

den Oberstführer meines - meines Klubs - ist ein Mann, der ein guter Mensch aus ehrlicher und ehrenwerter Art ist.

Ich habe auch einen Obersturmbannführer der SS, seinen Namen habe ich vergessen, weil er diese Freundschaft mit einem der Führer feinde des Reiches geschlossen hat. Hätte ich ihm das Wort "Dresden" ins Ohr sagen müssen?

J07-47132

Nein, nein, nein!

Ein Revanche- oder Haßgefühl gegen das britische Volk hat in
meinem Herzen niemals Platz gehabt, weder damals noch jetzt,
da ich in meiner Zelle in Israel sitze. Nein, als ich in
einer Wolke von Freundschaft und Zufriedenheit 1930
nach Südamerika fuhr, da war ich froh, daß die bitteren
Erfahrungen und Leiden des Krieges endlich begre-
ben und vergessen sein sollten.

Dennoch - als die Giovanna C Gibraltar passierte, über der
die britische Flotte wehte, da konnte ich nicht anders, als
an das zu denken, was einige dieser englischen "Gentlemen"
sich während des Krieges geleistet hatten.

Wir kam in den Sinn, wie erbarmungslos die Royal Air Force
die dichtgedrängten Flüchtlingsströme bombardierte, die aus
dem Osten nach Westen drängten. Erbarmungslos warfen sie
Brandbomben auf diese verteidigungslosen Flüchtlinge. Was
da noch übrigblieb von diesen alten Männern, von diesen
Frauen und Kindern, das wurde von den englischen Fliegern
mit Maschinengewehren und Kanonen angegriffen.

Die Royal Air Force griff diese Menschen an, weil es sich
um Leute handelte. Man hatte den Leuten beföhlen, die
Deutschen zu helfen. "Right or wrong, serve my country",
hieß der Leitsatz eines Engländers.

Aber, wie gesagt, trotz alledem habe ich viel Respekt
und freundschaftliche Gefühle für den englischen Gentleman
übrig.

Aber wie kann ein Land, dessen Männer solche Taten voll-
bracht haben, ein anderes wegen "Verbrechen gegen die
Menschlichkeit" verklagen?

Das war damals nicht verbittert oder voller Haß, als mein
Schiff in den Atlantik hinaus weiterfuhr, ich machte mir nur
einige Gedanken.

Es war vollkommen klar, daß der einzelne Tommy und sein
Offizier keine Schuld an den furchterlichen Ereignissen
von Dresden oder anderswo hatten. In der Hitze eines Ge-
fehtes passiert so etwas nun einmal. Ganz abgesehen da-
von führten diese Leute ja auch nur ihre Befehle aus.

mir ist natürlich bekannt, daß auch deutsche Bomber englische Städte vernichteten; ich bezweifle jedoch, daß jemals auf hilflose englische Frauen und Kinder gezielt wurde. Allerdings ist ich zu sehen, daß meine Landleute auf dem europäischen Kontinent einige Male auch auf andere Flüchtlinge schossen. Ich schäme mich dieser Vorkommnisse. Wenn ich es mir richtig durch den Kopf gehen lasse, kann es ja im Grunde unverstänlich, wie bewaffnete Soldaten - auf welcher Seite auch immer sie standen - es fertig brachten, ihre Waffen gegen Frauen, Kinder und alte Menschen zu richten. Dies ist eine Unmenslichkeit, die ich nicht begreife.

Gleichmäßig zog das Schiff seine Bahn durch das Meer und schenkte sich einem neuen Leben entgegen.

Ich und der Weise verbrachte ich manche angenehme Stunde in Gesellschaft eines ganz reizenden Wiener Mädels das eine weibliche Mitglied der Besatzung hatte, einen jungen Italiener von prächtigem Aussehen.

Ich sah sie mit mir auf Deck und sie mich all ihre geheimen Gefühle zeigen, wahrscheinlich in dem Gefühl, meines Willens wegen von mir nichts Befürchten zu müssen.

Aber war ich nur 42 Jahre, bei bester Gesundheit und kein nennenswerter Invalide. So wie die Situation seiner Flucht war, durfte ich kein Risiko eingehen und mir kein Verhältnis mit anderen Menschen erlauben. Ich hatte keine Befehle empfangen - Befehle, die mir die Männer gegeben hatten, die die "U-Boot-Boote" für ehemalige SS-Beute und verbliebene Nationalsozialisten aufgebaut hatten.

Wenn dieser einmal zu liegen kam, benutzte sie noch immer. Ich bin sicher, daß ich bemerkt habe, kann die Chancen für mich vergrößert haben.

Ich war nicht lange, da das letzte U-Boot-Schiff Montevideo, im Nordwesten von Uruguay. Im seichten Wasser sah ich die Spitzen der Masten des Schiffes "Admiral Lord Howe".

Ich sah mich an die toten Kameraden denken, die das Schiff durch einen Sturm in die Luft sprengten und, wie ich glaube, sich selbst mit ihrem Schiff, als sie von einer fernöstlichen Flotte in den ersten Tagen des Krieges versenkt waren.

Das dann befanden wir uns im Le Plata, und die Anker wurden
geworfen. Wir waren in Argentinien. -

Aus den Schatten war nun wieder ein Mensch geworden, der
vier Geister hinter sich gelassen hat: Bismarck hatte
sich in Österreich gelassen; Barth hat sich in Bayern
verloren; Rickmann war im Rheinland geblieben; Herzinger
blieb in Italien zurück.

Als fünfte Person, als Ricardo Klement, hielt ich meine
Einzug in die neue Welt.

Ich stand allein für mich am Bug des vor Anker liegenden
Schiffes und blickte in die Dunkelheit. Ich wird noch, wie
ich damals dachte, diesen Augenblick könne man als die
letzte Konferenz dieser fünf Persönlichkeiten bezeichnen.

"Hör mal", sagte Barth zu Rickmann - wie ich mir einbil-
de - "war diese Abschlepperei, dieses Töten eigentlich
notwendig?"

"Und was wurde eigentlich gewonnen?" sagte ein anderer.
"Und was erwartest du, Klement, eigentlich davon, daß
du nach Argentinien gehst?"

Welche Frage! Ich war tatsächlich bereit, an diesem ent-
scheidenden Punkt mit meiner eigenen Seele zu durchfor-
schen.

Ich wurde dann, an dem Tag, wenn der Welt war vor allen
Dingen der Nationalismus schuld. Irgendeiner redete, und
die anderen gingen wie erregten das Feuer, das Europa in
flammen setzte.

Aber dieser war nicht der allein Schuldige. Es gab
auch eine Reihe anderer, die das Feuer heinlich und voller
Hoffnung zündeten. Aus dem Haß ergab sich der Mord. Der Tod
nicht seine rante und hatte billige und willige Helfer.
Die Liebe aber wurde kleiner und kleiner, wurde geschlagen
und unterdrückt...

Diese fünf Personen hatten an all dem Schrecken ihren An-
teil, genau so wie die ausen und zu einem stasse geringen
Anteile die Franzosen, die Engländer, die Amerikaner und
andere.

Aber wie die anderen, so bin auch ich nur ein Befehlsempfän-
ger gewesen, verpflichtet, den Befehlen zu gehorchen,

gebunden an meinen Eid.

Das warst also Du, das war dein Leben im vergangenen "Eich-
Boche darüber", sagte ich, und Du wirst das Lachen eines
Menschen hören...

Nurs und gut! Die Fahrt war zu Ende. Ich befand mich auf
dem Boden Argentiniens. Mein Herz war voller Freude. Angenehme
Gefühle, das Können sich zuweilen, verschwanden. Ich war
da und in Sicherheit!

Die fünf Jahren, die ich als "Kultur" unter der Ober-
fläche verbracht hatte, war es in meiner zweiten Natur ge-
worden, mir bei jedem neuen Gesicht, das mir begegnete, ein-
zige Fragen zu stellen, zum Beispiel: Kennst Du dieses Ge-
sicht? Kommt der Herrliche so aus, als habe er Dich
einmal einmal gesehen? Versucht er, sich irgendeiner Be-
gegnung zu entziehen?

Und wenn aus dieser Frage verließ mich nie die Furcht, es
würde jemand hinter mir stehen und plötzlich rufen: "Eich-
mann!"

All das konnte jetzt außer Betracht gelassen werden. Es
scherte mich nicht mehr, bis ich solche automatische Re-
flexe ganz verloren und schließlich wieder ein normaler Mensch
wurde.

Der erste Mann, der mich ansprach, als ich das Cost-
Museum in Argentinien besuchen wollte, war ein Deutscher.
Er bot mir freie Fahrt nach Montevideo an und schlug vor,
dort als Fahrer in ein Auto zu arbeiten sollte.

Ich dachte aber keinen Gedanken für seine Freundlichkeit,
sondern er offerierte mich auf Jagd nach "gringos", nach
Ausländern, die er für sich zu Tode arbeiten lassen konnte.
Ich ließ ihn stehen, da ich hätte andere Pläne.

Im Laufe der Jahre hatte ich andere Pläne. Ich wusste, daß in
Argentinien die Deutschen diese einzige gute Freunde
hätten, die sie nicht verlassen würden. Freunde, denen
man vertrauen konnte. Ich wusste, daß ich Adolf
Hitler, Führer der Deutschen, anführen, darf.

Ich dachte auch an den Führer der Kameraden der NSDAP
und an die Weltfrieden und Sicherheit
zu bringen, das heißt war ich voller Hochachtung - ohne

freilich Überraschung zu sein - über die Vollendung, mit der
sie ihr neue Unternehmen organisiert hatten.

Die Probleme bedrängten mich am meisten. Das eine: ich
brauchte einwandfreie Personalverleiher. Das andere: ich
brauchte einen Arbeiterlohn.

Denn Arbeit ohne Geld ist nicht viel wert, deswegen
brauchte ich Geld. Ich hatte nämlich nur ganze 495 Pesos
in der Tasche, als ich in Buenos Aires ankam.

Ich habe viele Geschäfte gesehen, wonach ich, Adolf Rick-
mann, ein reicher Mann sei. Man behauptet, ich hätte wäh-
rend des Krieges den Juden das Geld abgenommen und einen
kleinen Besitz versteckt.

Bei Gott, das sind nichts als Lüge, Lügen, Lügen!
Vierhunderttausend Pfund schuldig - das waren mein ganzer Besitz.
Das Geld gehörte mir sogar nur die Hälfte, denn ich hatte
einen anderen verborgen - einem Angehörigen der gleichen
Organisation, der ich angeblich hatte - , den ich auf dem
Schiff traf, das mich mit ihm zu eilen. Kameradschaft ist
nun ein sehr wundervolles. Und wir stellten fest, daß
noch mehr Menschen da waren, denen man helfen sollte.

Die ganze Angelegenheit aber von Anfang an nicht schlecht.
Viele der Leute wollten sich zum Essen ein. Bald
sah ich mir genau an mehr als ein Fremder vor.

Das alles war bei mir ein früherer Unterstaats-
minister der Regierung und teilte mir mit, "die Organisation"
wäre für sich eine Stelle befragt. Eine neue Firma, deren
Zentrum sich aus Arbeitern und Deutschen zusammensetzte,
wurde in der Stadt gebaut, am Fuß der Anden, im Norden
des Landes, ein Arbeiterkräftelock zur Stromversorgung aufbau-
en, der man sollte in der Geschäftsleitung den Resten eines
Arbeitervollständigen übernehmen.

Ich arbeitete allerdings noch zwei Wochen, bevor es langsam,
und ich mußte ich abgeben, wie ich mich durchschlug.
Ich bin in einer Zeitung las, daß man eine Wohnunger an-
nehmen sollte. Ich ging dort und trat die Stelle als "Buch-
halter".

Ich arbeitete es zunächst aus, mit den Händen zusammen zu

hätten, zumal ich merkte, daß ich gar nicht ungeschickt
war, obwohl ich eine solche Arbeit noch nie in meinem Leben
geleistet hatte.

Der Chefingenieur dieser Firma war der frühere wissenschaftliche
Angehörige des Ober-Generals Ramler, der Chef der Kette
technischen gewesen war. Sooft er in die Fabrik kam, sprach
er mich an und versuchte mich zum Bleiben zu überreden. Ich
hatte jedoch alles vorbereitet und war darauf eingestellt,
den eventuellen Posten in Tucuman anzutreten.

Zwischen war es meinen Freunden auch gelungen, mit volle
ständige und echte argentinische Personalspapiere zu besor-
gen. Ich nie noch immer Ricardo Klement, wie ich auf
den Pässen ge- und inita les gewesen hatte. Meinen
Beruf gab ich als Mechaniker an, ohne zu Zögern besichtigte
te mich als Katholik. In Wirklichkeit gehörte ich kei-
ner Kirche an, doch war mir die Hilfe, die mir von den Kap-
tännen Priestern zuteil geworden war, in tiefer Erinne-
rung geblieben, und so entschloß ich mich, die Katholie-
sche Kirche dadurch zu ehren, daß ich ihr Ehrenmitglied
wurde...

Am 15. April 1950 kam ich in Gefühl, wieder in Freiheit
zu sein, die Arbeit im Schutt des Anden- Massivs auf. Mir
gabte die Direction als Management- Experte zu. Mir machte
es aber nichts aus, mit den Händen zu arbeiten wie ich es
üblicherweise mochte, über meine eigentlichen Fähigkeiten
legte sich doch auf dem Gebiet der Verwaltung und der Orga-
nisation.

Wenn die meine Vorgesetzten eine Idee geben, der ausge-
bildet waren, dann können sie sich darauf verlassen,
daß ich ihnen bis zur nächsten Vorforderung ausarbeite, das
was sie verlangen und werden bestätigen; allerdings leben
wir in einem sehr harten Leben.

Neben der eine glückliche Zeit. Ich hatte auch Gelegen-
heit, einen Teil der Zeit zu verbringen nachzugehen reiten.
Ich verbrachte bei Wanderungen zu Pferd viele Stunden im
Feld.

Bei der Arbeit schenkte ich mir nichts und bemühte mich sehr,

wich mit den Aufgaben meines neuen Arbeitsbereiches vertraut zu machen. Meiner Arbeitgeber erwartete meine Leistungen durch "Leistungsverbesserungen" an.

Während dieser Zeit erlernte ich die spanische Sprache und erwarb die Freundschaft vieler Argentinier. Meine Tage als gejagtes Wild schienen weit, weit zurückzuliegen.

Wenige Jahre waren seit dem Abschied von meiner Frau und den drei Söhnen vergangen, die ich in dem Bootstüchchen in den österrösterreichischen Alpen zurücklassen mußte. Ich hatte nicht vergessen, daß man sie sorgfältig nach irgendwelchen Zeichen meines Aufenthalts überwachen würde.

aber mittlerweile konnte man es vielleicht riskieren, mit ihnen verlässlich aufzunehmen. Auf dem Wege eines (ding) tischenes, der auch von "der Organisation" aufgebaut worden war, konnte ich mit meiner Frau Briefe wechseln.

1952 sorgten die führenden NS-Männer in Buenos Aires dafür, daß wenigstens diesen Stellen in Deutschland meiner Frau Geld für die Reise nach Südamerika ausgestellt wurde.

Das Aufsehen verließ sie mit unseren drei Söhnen Österreich und fuhr über den Brenner nach Jenua. Im Juli 1952 kamen sie in Buenos Aires an.

Das Wiedersehen war unbeschreiblich.

Ich mußte mich kein unruhiges Leben weiterführen, ich mußte nicht der Vater meiner eigenen Söhne sein. Für Klaus, Horst und Dieter war ich "Onkel Ricardo".

Meine Frau benutzte sich mit ihrem Mädchennamen "Liesel", meine Söhne erhielten ihren richtigen Nachnamen "Schumann", ich blieb verständlicherweise "Ricardo Clement".

Aber die auch immer wir diesen, wir lebten dort im Ausland und ich wieder glücklich zusammen. Ich lehrte die Jungen Spanisch und Italienisch, und einige Male fuhren wir zusammen in das mächtige Buenos Aires, wo ich auch die Bekanntschaft von (Name) erlangte, der für uns Deutsche immer sehr viel (Name) etc.

Mein Glück fand seine Krönung durch die Geburt unseres vierten Sohnes. Wir bedeutete dies mehr als nur ein Grund zu berechtigtem Vaterstolz. Für mich war dies ein Symbol

der Arbeit und des Lebens, das hier die Kräfte trieb, die, die mich zu vernichten strebten.

Selbst jetzt, wenn ich in der Nolle daran denke, erfüllt mich die Wut meines Sohnes mit triumphierender Genugtuung.

Trotz aller Freude mußte ich freilich vorsichtig bleiben. Ich dachte meinen Sohn offiziell als mein Kind anzugeben, denn ich war ja offiziell mit meiner Frau garnicht verheiratet. Ich mußte den Sprößling daher als "illegitim" angeben. Er wurde als "Ricardo Liebl" eingetragen, indem er den Vornamen meiner Frau als Nachnamen erhielt. Ich schmerzte es, so handeln zu müssen. Man soll jedoch seine Familie nicht als gebotens Vorsichtvernachlässiges lassen.

Ich gratuliere meinen Mitgefangenen

als alle diese in solchen Tagen auf ich suchten
die haben ihre Aufgabe ehrenhaft gelöst

Ich bin selber daran schuld, daß mich die Juden fangen konnten. Ich habe mich in Argentinien, wo ich elf Jahre lang für ein glückliches Leben gelebt habe, so sicher gefühlt, daß ich zwei deutliche Warnungen unbeachtet ließ.

Ich gebe zu, daß ich auf die Katastrophe am 11. Mai 1960 nicht gefaßt war, als ich eine Pistole an meinem Rücken hatte und eine jüdische Stimme sagte: "Herr Mann, nehmen Sie alle Wertsachen mit, sonst werden Sie auf der Stelle erschossen."

Ich hätte mich nicht meiner Freiheit. Aber wenn ich nicht vorher die Warnungen bemerkt hätte, diese Warnungen zu ignorieren, dann wäre ich heute einlich nicht in dieser Verhaftung zu sitzen.

Das verhängnisvolle Ereignis war der Besuch einer Gruppe von Juden in einem kleinen Dorf San Fernando im Bundesstaat von Buenos Aires.

" Sie haben wie Amerikaner ausgesehen", sagte eines Schwie-
gerbruders am Abend. " Sie erklärten, daß sie ein Werk-
stück kaufen wollten, um eine Nähmaschinen-Fabrik zu
bauen."

Sein im Einsiedlerdasein wachsam gewordenes Gefühl sagte mir
sofort, daß an der Geschichte etwas nicht stimmte, es
mir nicht aufleuchte zu dumm, sich in dieser armen Gegend,
die weder Wasser noch Elektrizität hatte, eine Fabrik an-
zulegen. Ich war hellwach wie früher. Jahrelang hatte ich
in Argentinien gelebt, ohne mich zu verbergen wie es man-
che ehemalige SS- u. o. Gestapo-Mente.

Jetzt hatte ich das Gefühl, in einer Falle zu sitzen und
sicher ranne zu müssen. Wohin? - es gab viele Möglichkeiten
zu fragen.

Ich hätte in die Berge im Norden gehen können, wo ich
vielleicht einige Freunde hat, denen ich als
Fremder bekannt war. Mir stand auch Chile oder Argentinien
als Ausweg offen, hinüber nach Asien zu gehen.

Aber das würde das Verstecken wieder von vorn
beginnen lassen. Das meine Familie wäre ich als der geehrte
Gast willkommen, als der ich in den vergangenen
Jahren in ihrer Welt dargestellt worden war.

Ich überlegte, kam nichts zu und beruhigte meinen Argwohn
mit dem Gedanken, daß der bemerkwürdige Besuch in meinem
Haus vielleicht mit einer Routine-Kontrolle der argenti-
nischen Polizei zusammenhänge.

Am nächsten Morgen erfuhr ich ein Ereignis, das mein Mißtrauen
bestätigte. Ich sah etwa 200 Meter von meiner Hause ent-
fernt, wie eine Gruppe von Männern an mehreren Vormittagen,
die sich frühmorgens zur Bus-Station ging, um zur Arbeit
in der Nähmaschinen-Fabrik in Buenos Aires zu fahren. Jedoch
war der Motor mit sturmläufigem Motor. Das
war mir sehr merkwürdig vor.

Später am Tag sah ich die Gruppe etwa zur Hälfte zurückge-
kehrt. Ich hörte ein Geräusch, das so klang,
als ob sie sich mit einem langen Gegenstand würden. Es
klingte wie ein Signal, ein Signal, ein Signal,
ein Signal.

Ich erinnerte mich an einen Zusammenstoß, der sich ein paar

unge vorher abspielte. Als ich die Straße überquerte, hielt ein Auto neben mir, aus dem Fahrer fragte mich nach dem Weg nach Buenos Aires. Im Wagen saßen vier Männer und alle schauten mich aufmerksam an. Merkwürdig war, daß der Wagen Nummernschilder von Buenos Aires hatte und der Fahrer mich noch nach dem Wege fragte.

Wieder war ich dumme genug, meinen Argwohn mit der Erklärung zu beschwichtigen, es handele sich wahrscheinlich nur um eine Polizeikontrolle, denn ein paar Monate vorher hatte man aus Israel an Interpol das Ansinnen gestellt, mich nach Israel zu liefern, was abgelehnt worden war. Wahrscheinlich - so rechnete ich mir ein - wollte die Polizei jetzt nach dem Zusammenhang mit dieser Interpol-Angelegenheit meine Identität feststellen. Schlimmstenfalls, so dachte ich, bestünde die Möglichkeit, daß ich an Deutschland ausgereist würde, die das eigentlich richtig gewesen wäre.

Ich rechnete also in diesem Fall mit einem Gewaltakt, wie er im Jahre 1950 bei mir abspielte.

Ich fuhr weiter, alles war alles wie immer, denn ich mich auf dem Weg aus der Mercedes-Fabrik befand. Es war an einem Sonntagmorgen (in diesem Teil der Erde gibt es an solchen Tagen keine Arbeit), wir hatten Volldampf. Ich stieg aus dem vollbesetzten Auto aus der Bus. Wie üblich grüßte ich den Zigarettenverkäufer, der an seinem Kiosk stand, ging über die Straße und schritt auf den schmalen Weg, der zu meinem Hause führt.

Ich bemerkte, daß ich einen großen Privatwagen etwa 20 Meter vor meinem Haus parken. Einige Männer schienen an dem Wagen zu arbeiten.

Wahrscheinlich war das, was ich noch nicht besonders argwöhnisch. Doch als ich den neben ihnen befand, stürzten sich vier Männer auf mich.

Die ersten drei schlugen mich, als sie mich den Graben neben dem Weg zuwerfen wollten. Bei dem Handgemenge

verlor ich meine Brille und mein Gebiß rutschte mir in die Kehle, so daß ich weder sehen noch um Hilfe rufen konnte.

O lieber Gott im Himmel, wo saßst du bei meiner Familie, meinen prächtigen, starken Jungens. Und konntest du nicht herbeirufen, als mich die "Banditen" an Armen und Beinen griffen, in den Augen zerrten und fesselten.

Als so eine Art professional ~~an~~ ~~ähnliche~~ Arbeiten aus mich gegeben, daß diese Männer ihre Arbeit fehlerfrei und mit großer Präzision ausführten. Ich wurde nicht mehr als unbedingt notwendig geschlagen. Es war eine elegante Arbeit.

Aber meine professionelle Bewunderung verflieg, als sich der Mann in Bewegung setzte und einer der Männer sich mit deutsch-jüdischem Akzent warnte, daß man mich erschlagen würde, falls ich Widerstand leisten sollte.

Jetzt erst wurde mir mit leichten Bescheidern klar, daß ich es nicht mit süßamerikanischen Banditen, sondern mit Juden zu tun hatte. Jetzt begriff ich, daß für mich das Ende bevorstand.

Ich dachte nicht daran, konnte man mich brauchen, denn man hätte sich ein anderes Tuch über den Kopf geworfen. Nach dem letzten Schießen der Augen von der Straße auf einen Weg geschlagen wurde ich in ein Haus getragen.

Als ich dort ankam wurde ich per gewaltigen Ausgeschlagen und in einen sehr schmalen neuen Schiffsanflug gesteckt.

Als ich, nachdem ich eben wieder mit der ungehörigen Arbeit fertig war, wurde untersucht, um festzustellen, ob ich ein Opfer einer antisemitischen Selbstmord-Kampagne war.

Man nahm meine Hände mit einem Klebkleifen und legte sie auf gefesselten Händen auf ein Bett, an dessen Ende eine Lampe angebracht wurde. So mußte ich mehrere Stunden lang liegen bleiben.

Man nahm mir meine Brillengläser abgenommen, die Augen wurden mir verbunden.

Ich konnte nicht schlafen.

Am nächsten Morgen mir gereichte Frühstück war gut.

Während des Besuchs, das sonst vorgeordnet wurde, solange ich in die - im Teufel blieb, war einwandfrei.

Ich konnte mir nicht erklären, warum ich hier solange festgehalten wurde. Es schien so, als ob der Alan meiner Aufklärer nicht nach Wunsch verlaufe. Während dieser Zeit schienen sie Angestlicher als ich zu sein.

Als ich darum bat, gaben sie mir sogar ein Flasche Rotwein. Diese wurde mir von dem großen, sehr maskulinen Mann gebracht, der mich bei dem Überfall niedergeschlagen hatte.

Man war gegen rasierete man mir das Haare ab und nahm in die Stirnstreifen von den Augen. Dafür wurde mir ein kleiner Kasten aufgesetzt, das anstelle von Ulcera gegeben worden hatte. In dem schwachen Lichtschimmer, der durch den Kasten kam, konnte ich nur merkwürdige Dreiecke erkennen. Als ich da gefesselt lag, schien mir die Welt nur noch ein riesiges zu bestehen und ich hatte das Gefühl, als wenn ich mit diesen Dreiecken für immer allein sein würde.

Während der ganzen Zeit war eine Lampe neben meinem Bett. Ich sah auf, dass trotzdem die Behandlung außerordentlich korrekt war. Als ich beschwerte, dass die Person, mit der ich mich an dem Bett gebunden war, an den Knöcheln schmerzte, lockerte sie der Fesseln sofort.

Als es zu kam jemand in das Zimmer und obwohl ich durch die Gittergitter nichts sehen konnte, glaubte ich zu erkennen, dass es der war, der als erster nach meiner Befreiung gekommen war mit mir gekommen hatte.

Er wiederholte, dass ich sofort erschossen würde, falls ich irgendwelche Schwierigkeiten bereiten sollte. Er fragte mich eine ganze Menge im Zusammenhang mit anderen Deutschen in Mauthausen.

Ich fragte ihn: "Wo ist Dr. Mengele?"

Er antwortete mir: "Ich weiß nicht. Und wenn ich es wissen sollte, würde ich es Ihnen nicht sagen, denn ich wäre verurteilt zu einem Kameraden aus dem letzten Reich."

Er sagte mir, dass es sich angeblich um einen der ... handelte, dem man nachsagt, dass er Experimente an ... in den Konzentrationslagern durchgeführt ... bevor sie sie in die Gaskammern brachte.

es stimmt, daß ich ihm in Argentinien ein- oder zweimal
begegnet war, aber ich legte keinen Wert darauf, mich mit
solchen Leuten abzugeben, da ich mir davon nichts versprach.
Jemandem gedenkt wollte ich an ihm keinen Verrat begehen,
auch wenn es vielleicht unklar war, meinen Intelligenz gegen-
über so ablehnend zu sein.

In unserer Stadt, nach dem sie mich fragten, war ein ge-
wisser Herr Sassen. Es handelt sich um den Journalisten,
der mich in meiner Wohnung oft mit dem Tonband besuchte, um
die verschiedenen Seiten meines Lebens aufzunehmen.

Ich gestattete ihm, diese Berichte zu veröffentlichen, falls
ich jemals sterben oder in die Hände der Israelis fallen
sollte. Wie ich sehe, hat er inzwischen etwas veröffentlicht,
wobei, was man für seine Memoiren hält.

Was das in den US veröffentlicht worden ist, sind lauter
Lügen. Nur ein Verräter kann glauben, ich hätte das ge-
schrieben. Was ich in meiner Zelle schreiben las, das sind
keine Memoiren.

Die Offiziere wollten wissen, was "OSKAA" bedeutete, mit
dem ich einen Brief unterschrieben hatte, den sie
in meinem Lager gefunden hatten. Ich sagte ihnen, es handele
sich um einen Namen, der zwischen Sassen und mir ab-
gemacht wurde. Die Unklarheit ist es allerdings ein
bestimmter Code-Name, der für US-Leuten nach dem Krieg
benutzt wurde.

Bei dieser Vernehmung erlitt ich einen Herzanfall. Ich
wurde zum Glück überlebt, obwohl ich sehr ernst aussah.
Er sagte mir, es sei das Beste, wenn ein
Arzt mich hierhin bringen würde.

Er wurde mit einem Pfeil auf den Lippen getrieben, in dem
eine Bombe, die einen kleinen Bombenplan geschlagen zu
haben. Aber ich sah den Mann - und hier in Jerusalem
wurde er und wurde mich, vor den Augen der Weltöffent-
lichkeit zu stehen.

Ich sagte ihm im Laufe dieser mit Worten verbrachten Ta-
ge, daß ich bereit sei, ihm einen Bericht zu stellen.

"Positive Antwort", antwortete ich, "wenn es sich um
die israelische Hand handelt wie die Schweiz oder die Bundes-
republik."

Aber nein, mir wurde eröffnet, daß der Prozess im Israel stattfinden sollte. Man gab mir Zeit, um mich damit abzusprechen.

Am darauf folgenden Tag nahm man mir die Fesseln ab, befreite mich von den Kamillinen vor den Augen und setzte mich an einen Tisch, auf dem Papier und Federhalter lagen. Mir wurde etwas diktiert und dann sprach man mich, das Geschriebene zu unterschreiben.

Kurz darauf wurde ich in ein anderes Zimmer gebracht und auf einen Tisch gelegt. Man legte einem Arm eine Sonde an und gab mir eine Injektion. Ich verlor mein Bewusstsein.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem schnell fahrenden Auto. Ich hatte nichts vor den Augen und sah, daß die Nadel von der Injektion noch im Arm steckte. Als der Fahrer neben mir saß, sah ich mich umblickte, drückte er auf die Spritze und verlor wiederum das Bewusstsein.

Dann kam ich mich daran erinnern, daß wir auf einem Platz waren. Man führte mich die Treppe zu einem kleinen Ort, rechts und links flankiert und auch hinterher besetzt von seinen Begleitern.

Man wollte mich zu dem Ort bringen, nach Hilfe zu schreiben, Versprechen zu wollen. Herrgott! Das war meine letzte Chance. Aber kein Laut kam aus meiner Kehle. Es war, als sei ich stumm geworden.

Das Flugzeug kam ich wieder ganz zu mir und fühlte keinerlei Schmerzen. Ich saß im Flugzeug, links von mir ein Wächter. Einen Augenblick lang sah ich eine Person in einer officersmäßigen Uniform hereinkommen - vielleicht umselte es sich um den Pilot. Er bemerkte, daß ich ihn sah, und schnappte sofort nach mir wieder die Kamillinen auf. Ich sah das Flugzeug stehen, bekam ich eine Masse schwarzes Pulver. Ich wollte stehen, konnte aber nichts sehen.

Ein Pilot, ich sah eine Stewardess und gab mir einen Koffer und verabschiedete sich später während des Fluges.

Während des Fluges im mittleren Osten unterbrachen wir ein Mal. Ich merkte an, daß dies in Dakar, in Westafrika war. Aber ich ließ mich nicht sehen.

Im Israel kamen wir an einem wundervollen Frühlingstag an.

zunächst wurde ich auf eine Landespolizei-Station ge-
bracht. Dort wurde ich eingekleidet und erhielt etwas
zu essen.

Dann wurden mir auch meine Augenblenden abgenommen und ich
konnte zum ersten Mal sehen, daß ich während des Fluges
die Uniform eines Offizier der Luftfahrtgesellschaft ge-
tragen hatte.

Dann wurde ich photographiert. Man nahm mir die Finger-
abdrücke, und dann führte man mich einem Richter vor, wo
man mich beschuldigte, ein Kriegsverbrecher zu sein.
Und schließlich wurde ich unter bewaffneter Besatzung durch
Polizei-Autos ins Gefängnis transportiert, in dem ich
mich jetzt befinde. Die Juden suchten sich an ihre
Ketten an dem SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann zu
hängen...

Wie die deutsche Besatzung zum Tode verurteilt
wurde

Ich kann die Schrecken der Konzentrationslager nicht
vergessen. Die Dinge, welche ich dort sah, lasteten so
schwer auf mir und machten mich krank, daß ich manchmal eine
halbe Stunde in meinem Wagen still sitzen mußte, bevor
ich in der Lage war, meinem Fahrer den Befehl zur Abfahrt
geben zu können.

Ein solches Erlebnis hatte ich in Auschwitz. Ich werde
es nie aus meiner Erinnerung nicht los. Eine Gruße von Jun-
ken war in eine Grube getrieben worden und über ihnen
schaltete das Gericht an der Hand mit den Maschinenpistolen
auf. Ich sah ein etwa zweijähriges Kind, das
eine Mutter in die Luft emporhielt. Unwillkürlich
rief ich: "Wahnsinn! Schießend lebt mir das Kind!"

Als die Geschossen augenblicklich ratterten schon die Pistolen,
und bevor ich wußte, was geschah, war mein Fahrer dabei,
mir Teile des Kindergehirns, das auf meinen Ledermantel

gespricht war, abzuwischen. Ich hatte zu dicht neben dem
Kind gestanden, das ich instinktiv zu retten versucht hatte.

Das alles hat es nur zwei Sekunden gedauert. Vielleicht auch
mehr, ich weiß es nicht mehr. Aber ich weiß, daß sich die
Erinnerung an dieses Ereignis seitdem unzählige Male ge-
quält hat.

Es ist selbstverständlich, daß ich für das Massaker und Blut-
bad, das nicht bestritten werden kann, nicht verantwortlich
bin.

Ich habe niemals einen Juden getötet oder die Ermordung ei-
ner Juden angeordnet. Mit dem, was sich in den Konzentra-
tionslagern abspielte, hat es mich nichts zu tun.

Meine Aufgabe bestand lediglich darin, den Transport der
Juden in die Lager zu organisieren. Einzlig und allein das
war mein Auftrag und ich glaube, ich darf feststellen, daß
ich diesen Auftrag gut ausgeführt habe.

Mein Werkzeug bestand aus Bleistift und Zepher, an meinen
Fingern trug ich einen Ring.

Praktisch erhielt ich allerdings den Befehl, die Lager
zu besuchen und zu kontrollieren, ob meine Ware regelmäßig
ankam. Die Dinge, die ich dort sehen mußte, nennen wir
heute noch die Gräueltaten meiner eigenen bescheidenen Ver-
antwortlichkeit.

Ich hätte verhindern können das Grauen von Auschwitz
zu verhindern. Aber wie hätte ich es verhindern können?
Ich hätte mich nicht betätigen sollen, meine Befehle auszufüh-
ren.

Ich hätte mich nicht betätigen sollen, meine Befehle auszufüh-
ren. Ich hätte mich nicht betätigen sollen, meine Befehle auszufüh-
ren. Ich hätte mich nicht betätigen sollen, meine Befehle auszufüh-
ren.

Ich hätte mich nicht betätigen sollen, meine Befehle auszufüh-
ren. Ich hätte mich nicht betätigen sollen, meine Befehle auszufüh-
ren. Ich hätte mich nicht betätigen sollen, meine Befehle auszufüh-
ren. Ich hätte mich nicht betätigen sollen, meine Befehle auszufüh-
ren.

Ich hätte mich nicht betätigen sollen, meine Befehle auszufüh-
ren. Ich hätte mich nicht betätigen sollen, meine Befehle auszufüh-
ren. Ich hätte mich nicht betätigen sollen, meine Befehle auszufüh-
ren. Ich hätte mich nicht betätigen sollen, meine Befehle auszufüh-
ren.

Verbrachte. Zu jener Zeit hingen wilde, schmerzliche Ideen in der Luft, und wir waren alle jung, voller Feuer und voller Begeisterungsfähigkeit.

Dieser Abends fand eine Kundgebung der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei statt. Der Redner der Veranstaltung war ein mitreißender junger Mensch, Ernst Kaltenbrunner, den ich als Jungen gekannt hatte.

Nach der Kundgebung kam er plötzlich auf mich zu, um mich zu sprechen und sagte: "Du kommst zu uns!"

Ich hatte keinen Grund, nein zu sagen.

So wurde ich, Adolf Eichmann, ein Nazi. Ich hatte den ersten Schritt des Weges getan, der mich schließlich in diesen jüdischen Befugnis führen sollte.

Ich kam sehr schnell in die SS, Elitekorps der Anhänger Hitlers. Ich bin stolz darauf. Jetzt weiß ich natürlich, wie viele schlechte Taten im Namen Hitlers und der SS vollbracht wurden. Aber in jenen Tagen des Beginns galt alles als Teil eines grandiosen Kreuzzuges.

Aus diesen Tagen erlangen heraus richte ich der Jugend von heute folgenden erstreimten Rat geben:

Haltet euch davon, einem Ideal zu folgen... es kann es schnell umgebrochen und mißbraucht werden. Bevor ihr Euch recht beliebt, seid ihr schon in des Teufels Küche und habt keine Chance mehr herauszukommen.

Ich muß das schließlich wissen. Denn ich befand mich in des Teufels Küche und hatte keine Gelegenheit zum Entweichen.

Meine SS-Vorgesetzten übertrugen mir eine Abteilung, die sich mit der Auswanderung der Juden zu befassen hatte.

Ich dort ausdrücklich betont: Auswanderung, - nichts anderes.

Mein Auftrag war, alles für Juden zu ordnen, die Deutschland verlassen mußten. Diesen Auftrag habe ich ausgeführt. In dieser meiner Dienststellung habe ich auch an der bedeutendsten Wannsee-Konferenz teilgenommen, die am 20. Januar 1942 in Berlin stattfand.

Das war die Konferenz der Machtführer, die man zusammengeheißelt hatte, um die "Lösung der Judenfrage" zu diskutieren.

tieren, und bei der die Entscheidung getroffen wurde, die
jüdische Frage ein für alle mal in Europa auszulösen:

Man hat mich beschuldigt, diese abscheuliche Konferenz
zustand zu haben. Das ist völlig absurd.

Mein Auftrag bestand darin, die Verhandlungen korrekt zu
protokollieren. Dies hatte mein Chef, Generalmajor Miller,
angeordnet. Die meiste Zeit war ich damit beschäftigt, die
Sitzliste zum Mitstenographieren zu spitzen.

Es war eine beachtenswerte Konferenz, denn an ihr nahmen
ein führende Persönlichkeiten des Reiches teil, der Chef
des Statens, Heydrich persönlich hatte den Vorsitz.

Als sich diese wichtigen Herren an hochglanz polierten Kon-
ferenzstühlen niederließen, benutzte ich die Gelegenheit,
mir ein wenig Cognac zu verschaffen und draußen schnell
ein Sandwich - und natürlich auch einen Zokka, wegen des
Koffeins - zu trinken. Ich nahm auch ein Sandwich
und brachte noch ein belegtes Brötchen der Stenographin
mit. Man wußte ja nicht, wie lange die Besprechung dauern
würde. Ich hatte das Brötchen in ein Blatt Stenographie-
papier gewickelt.

Bei den Begrüßungsworten Heydrichs musterte ich die An-
wesenden sitzend.

Reichler, der als Minister, sah sehr aufrecht da, drückte
seinen Hintern in den Sessel und drehte in seiner an-
gestreckten Hand andauernd einen Bleistift.

Ein anderer Vorgesetzter, Generalmajor Müller, sah da wie
ein gut erzogener Schüler. Er hatte seine Hände auf dem
Tisch gefaltet und bot ein Bild der Bescheidenheit.

Heydrich hatte es sich in Sessel bequem gemacht, das
Kinn auf ein Buch gestützt, die Hände übereinandergeschla-
gen. Das Bild zeigte konzentriert den Redner ein Bei-
spiel für die konzentrierte Aufmerksamkeit des Ministers.

Man hätte nie zuvorse viele prominente Persönlichkeiten
sah man sich mit völliger Unschuldhaftigkeit, bei ein-
der zusammenkunft vereint gesehen. Jede bedeutende Auto-
rität des Reiches war zugegen. Niemand war vergessen worden.
Alle Personen genannt, als Heydrich die Linie des Führers
über die Behandlung des jüdischen Problems darlegte.

Seine einzige Stimme des Widerstands wurde laut. Bei jeder Pause, die er machte, nickten sie heftig mit dem Kopf obwohl es ganz klar war, daß die Endlösung nichts anderes bedeutete als - Vernichtung.

Ich war über die völlige einstimmigkeit unter diesen hochstehenden Persönlichkeiten außerordentlich überrascht. Auf meiner Arbeitsebene war ich an Kleinliche Widerstände, an Verzögerungen von Entscheidungen, an Bürokratie, an Verschriften und Gewohnheiten gewöhnt. Aber hier gab es keinen Aufschub, kein Handeln, keine Position, keine Meinungsverschiedenheit. Die Entscheidungen, auf Grund deren Millionen Menschen geschickt wurden, fielen nun hier mit einer erschreckenden Schnelle und Einstimmigkeit.

In jeder Minute dieser Konferenz war von der Größe des Tunes berauscht.

Während sich die Herren erhoben und gaben ihre Stimmen ab.

Dr. Goebbels: "General Hoffmann, vom SS-Kommando: "Sterilisation dieser Leute." und Dr. Stuckart vom Innenministerium: "Sterilisation? Jawohl, aber nicht jetzt."

"Sterilisation, Sterblichkeit, Verdichtung... die Worte gingen über mich als ein Gewitter, als man eine ganze Masse sich verantwortet.

Dr. Goebbels, der den Generalgouverneur von Polen vertrat, erwiderte: "Wäre es nicht begriffen, wenn die Endlösung der Judenfrage - er meinte damit die Liquidierung der Juden - sofort im Gange beginnen würde. Da die Juden dort schon geschickt werden, so ist die Frage bei ihm zu stellen: "Wann?"

Dr. Goebbels: "Wann? Die Juden in Polen werden von Osten aus in die Halle getrieben"

Dr. Goebbels: "Ich möchte seine Vorschläge... in der A... man ihm alle möglichen bürokratischen"

Schwierigkeiten entgegen zu setzen, die dem Plan entgegen
gestanden, aber nicht ein einziger Stein wurde ihm in
den Weg gelegt.

Was um alle Welt hätte ich daran ändern können, frage ich,
wer ich auf meinem kleinen Stuhl neben der stenographia
saß hätte ich etwa aufstehen sollen und sagen: "Obere
und saffarer, verährte Herren, ich hatte gemeint, daß
diese Konferenz die Emigration der Juden als Besprechungss-
tanz hat. Ich bin überrascht, daß sie sich über die
Liquidation der Juden unterhalten."

... hätte man mich danach wohl in eine
... aber sehr wahrscheinlich wäre ich
... auf der Stelle erschossen
... meine Familie hätte man liquidiert.

... und den schrecklichen
... für die Massen
... gearbeitet.

... zu protestieren, war
... als meinen Kopf
... und Dienstleistungen,
... meine Pflicht zu tun.

... großen Herren erhoben
... die neben dem Kaiser
... von uniformierten Bedienten
... und Kognac, Wein und Zigaretten servieren.

... Entscheidung war gefallen.

... Und der Tod begann
... ich mußte es und
... ändern...

[1471]